In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 265 | **Posen, den 17. November 1929** | **3. Jahrg.**



(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Am Morgen hielt die Diva die Augen vor Staunen weit aufgerissen. Dimitri — schon in Mantel und Pelzschuhen — stand neben Petroff und schien diesem eine Bitte zu unterbreiten. Es war das erstemal, daß sie die beiden im Gespräche sah. Der Kommissar hatte ein grausames Lächeln um den Mund und verneinte.

Dimitri hatte die Mütze abgenommen und begann neuerdings zu sprechen. Der Kommissar schien etwas zu entgegnen, das Marion nicht verstand. Sie sah nur, wie Nikolaus in die Tasche seines Mantels griff und ihm seinen Revolver gab, den er bei sich trug.

Der Lauf desselben blinkte in der kalten, opalisierenden Helle der Morgensonne. Petroff riß ihm denselben förmlich aus den Händen und verstaute ihn in seinem wattierten Rocke, über den er den dunklen pelzgefütterten Mantel knöpfte.

Marion stand wie angewurzelt. Was war das? — Der Schnee begann auf einmal seine Weiße zu verlieren und wurde zu einer riesigen Leichendecke aus schwarzem, spiegelndem Samt.

„Petroff“, rief sie, und suchte an der glatten Wand des Hauses nach Halt und Stütze.

Der Kommissar ließ Dimitri stehen und kam im Sprunge.

„Sie wollen ihn erschießen“, stammelte die fassungslose Frau.

„Ich? — Aber nein! Wie kommen Sie auf diesen Gedanken?“

„Sie haben Dimitri den Revolver abgenommen.“

Er verbiß ein Lächeln. „Er hat mich gebeten, statt Siga mit in unserem Schlitten fahren zu dürfen. Ich will aber keinen vor mir sitzen haben, der sich möglicherweise plötzlich nach hinten dreht und mir eine Kugel durch den Rücken jagt.“

Marion atmete auf. „Das hätte Dimitri nie getan.“

„Man kann nicht wissen — —“ Petroff ging mit ihr nach dem Schlitten. Nikolaus wartete, bis der Kutscher die Pferde leicht mit der Peitsche berührte. Dann sprang er als letzter auf den Sitz. Der Kommissar sah mit einem verbissenen Blick den Rücken des Mannes, der einstmals sein Gebieter gewesen war und nun von der Gnade seines Wollens abhing. Dann streifte er die Gestalt der schönen Frau, die hingebend an seiner Schulter lehnte.

Er war kein Narr. Wenn sie etwa dachte, daß er so blöde war, zu glauben, sie gebe sich ihm aus irgendwelcher Neigung, dann hatte sie sich gründlich verrechnet. Sie gehorchte nur dem Zwange. Das Leben der anderen wollte sie gerettet wissen und das eigene. — Und das von Nikolajewitsch — das vor allem.

Trotzdem streichelte er ihre Hände, die sich unter der Decke willig in die seinen fügten. Wie diese schmalen samtweichen Finger zitterten. Und plötzlich, wie eine Wolke, die bislange vor der Sonne gehangen und sie verschleiert hatte, erriet er den Grund dieser Fahrt. — Nach Archangelsk wollte sie! — Von dort hoffte sie entfliehen zu können. Und mit ihr die anderen. — Er lachte auf. So ungeheuerlich erschien ihm das Wahnwitzige dieses Planes.

„Warum lachen Sie, Petroff?“

„Ich hatte solch einen ulkigen Gedanken, Marion.“

„Ulkig?“

„Wir werden uns in Archangelsk trauen lassen. Fürst Nikolajewitsch und Regisseur Karsten wollen wir bitten, Zeugen zu sein.“

„Sie sind verrückt geworden, Petroff.“

„Weshalb? — Machen Tage oder Wochen so viel aus?“ Ich habe Freunde dort. Wir werden mit Ehren empfangen. Ich habe auch Nachricht dorthin geschickt, daß wir erstklassige Quartiere bekommen.“

Er wunderte sich, daß sie so ruhig blieb. Vielleicht war ihr Wille doch ehrlicher als er glaubte. Ohne etwas zu antworten, lehnte sie den Kopf gegen seine Brust. Er hob ihr Gesicht etwas nach oben und konnte sich's nicht versagen, den brennenden Frauenmund zu küssen, der in keuschem Blütenweiß aus dem Pelze der großen Haube leuchtete.

Unter den Hufen der Pferde klirrte die Eiskruste, welche sich unter der Schneedecke dehnte. Stellenweise hatte der Wind hohe Dünen aufgetürmt, je weiter man nach Norden kam, um so fürchterlicher legte sich die Eintönigkeit der Landschaft auf das Gemüt. Feiner Schneestaub, vom Sturm herbeigeweht, brannte mit Nadelschärfe in die Haut. Die Kutscher ließen die Tiere ausgreifen, als wäre ihnen der Feind auf den Fersen und könnte man sich nur durch allergrößte Eile in Sicherheit bringen.

Der Buran, der gefürchtetste aller Winde lag in der Luft. Wenn er sie auf offener Straße überraschte, gab es keine Rettung mehr. Kein schützender Ort war in der Nähe, von nirgends her war Menschenhilfe zu erwarten.

Marion sah starr nach dem Gefährt, das in einem Abstand von zehn Metern voraussauste. Sie war etwas von Petroff abgerückt und lehnte trunken vor Schlaf in der rechten Ecke. Ihre Hände verkrampften sich ineinander. — Jetzt? — Mein Gott! Begriff denn Karsten nicht, daß sie wahnsinnig wurde, wenn er nicht bald das Zeichen gab.

Ihre Augen tränten von strengem Schauen. — Sollte sie es übersehen haben? — Ja? — Nein? — Vor ihr saß Dimitri. Nicht ein einziges Mal, während all der langen Stunden hatte er sich umgewandt.

Ihr Gehirn begann zu schmerzen. Hatte sie den Moment verpaßt? — Hatte Karsten es aufgegeben? — Fürchtete er Verrat?

Im selben Augenblicke sah sie vorne seine Pelzmütze sich über das Verdeck heben. — Jetzt! — Ob Dimitris Heilige ihm zu Hilfe kamen?

— — — Jetzt! — — — Das schwarze Leder, welches die Pelzdecke hielt, riß. — Marion stieß einen Schrei aus. — glitt zur Seite und hing zwischen Schlitten und Erde. Petroff rief dem Kutscher ein „Halt“ zu und sprang aus dem Gefährt, um nach der anderen Seite zu kommen.

Der Rosselenker wandte den Kopf, sah, daß der Kommissar den Sitz verlassen hatte und hieb auf die Gäule ein, daß sie wie gepeitschte Sturmvögel dahinflogen.

Als Marion, die sich fest an einen Riemen angeklammert hatte, das Gesicht wandte, fehlte Petroff an ihrer Seite.

Aber auch der Platz, wo Dimitri gesessen hatte, war leer.

Sie schrie auf. Mit frosterstarrten Händen hieb sie auf den Kutscher ein und suchte ihm die Zügel aus den Fingern zu reißen. Mit einem Fluch stieß er sie auf die Pelze zurück. Sie brach mit einem krampfhaften Weinen ohnmächtig in sich zusammen.

Ein Schuß hallte den Fliehenden nach. — Ein zweiter gellte in dumpfem Dröhnen durch die Unendlichkeit der weißen Schneewüste und verhallte in den Tiefen des gefrorenen Bodens.

Dimitri hatte dem Kommissar die Hand herabgezogen und stand dem Feinde als wehrloses Opfer gegenüber. „Nehmen Sie das Ziel, das Ihnen am nächsten ist, Petroff! — Es dürfte kaum zu fehlen sein.“

Mit einem Fluch hob dieser die Pistole, sah das todbleiche, aber vollkommen ruhige Antlitz des Fürsten und die haß-

losen dunklen Augen, die ohne jede Angst von ihm nach der Waffe blickten.

„Sie haben das Schurkenstück ausgeklügelt, Fürst Nikolajewitsch."

„Ja. — Aber nicht so."

„Sie wollten mich in Archangelsk zur Seite schaffen."

„Nein! — Ihr Leben sollte unter allen Umständen geschont werden. Wir wollten nichts, als von dort aus die Flucht ergreifen."

„Und sie konnten es nicht mehr erwarten bis dorthin?" Der Kommissar spielte mit der Sicherung der Waffe und maß seinen Gegner mit höhnischem Blick. Langsam hob er sie und zielte nach dem Herzen Dimitris.

Aus dessen Gesichte sprach unveränderte Ruhe. „Geben Sie mir noch eine Minute Zeit, Petroff. Sie haben nicht viel und ich noch weniger zu versäumen. Ich erfuhr erst heute Nacht durch einen Zufall, daß meine deutschen Freunde den Plan dahin geändert haben, sie bereits unterwegs abzusetzen. Mir selbst hat man diese Mitteilung vorenthalten. Ich konnte es nicht verantworten, daß Ihr Leben auf diese Weise aufs Spiel gesetzt wurde. — Darum mein Ersuchen, auf Ihrem Schlitten Platz nehmen zu dürfen. Ich wollte im geeigneten Augenblicke mit Ihnen abspringen, um ihnen wenigstens einigermaßen Ersatz zu bieten und es Ihnen zu ermöglichen, sich in Sicherheit zu bringen."

„Das hätte es nicht bedurft! — Ein toter Mann vermag nichts mehr zu helfen."

„Vielleicht doch, Petroff! — Hören Sie, die Bestien heulen schon wieder." Er blickte zurück, wo hinter ihnen sich schwarze Punkte von den Schneefeldern abhoben. „An meiner Leiche vermögen sich zumindest ein Dutzend von ihnen sattzufressen. — Sie gewinnen einen großen Vorsprung. — Wenn das Viehzeug Ihnen folgt, haben Sie außerdem noch Ihre Waffe, sich desselben zu erwehren."

Der Spott in Petroffs Gesicht war grenzenlose Demütigung für Nikolaus Dimitri. „So edel wäre ein Fürst Nikolajewitsch? — Aber es hilft Ihnen nichts! — Knöpfen Sie Ihren Mantel auf!"

Dimitris Hände waren so steif, daß er den Verschluß nicht gleich zu finden vermochte. — Petroff riß ihm die Knöpfe förmlich aus den Oesen und klammerte die Linke an dem schwarzen Tuche fest. „Eine Frage noch: — Sie lieben Marion Tuney?"

„Ja — ich liebe sie!"

„Und wollten, wenn Sie nach Deutschland zurückgekehrt wären, Hochzeit mit ihr machen?"

„Ja, das wollte ich."

„Dann soll Ihrer Vereinigung nichts mehr im Wege stehen, Fürst. Ihre Seele ist jedenfalls rascher als der Schlitten, welcher dieses Weib über den Schnee trägt."

Ein Schuß zerriß das grauenhafte Schweigen der weißen Unendlichkeit, und kollerte wie eine schwer auffallende Kugel in der Ferne nach.

Dunkles Blut schoß auf den Schnee, daß es aussah, als blühten Mohnblumen darunter auf. Dimitri lag mit ausgestreckten Armen. Aus dem Mantel sickerte ein Quell nimmerendenwollender Lebenskraft.

„Petroff — — —"

Der Kommissar starrte mit glasigen Augen auf ihn nieder.

„— — — sechs Werst von hier — — — westlich — — — liegt unser Jagdschloß — — — geben Sie mir noch — — — einen Gnadenschuß!"

Der Kommissar schrie etwas in das fahle Licht des Wintertages, daß selbst das Heulen der Wölfe, die herbeistrichen, für Sekunden verstummte — — — sah Dimitris Gesicht verblassen und sank neben ihn auf den Schnee. „Nikolajewitsch! — — —"

Eine Wölfin sprang auf Meterweite heran und äugte listig herüber. Ihr freches Gebiß fletschte und die Zunge hing ihr in feuchtem Lechzen aus dem aufgerissenen Rachen.

„Stirb, du Viehzeug!" Mitten in das geöffnete Maul traf sie Petroffs Kugel.

„Nikolajewitsch! — — —" Der Kommissar legte das Gesicht gegen die Brust des Toten und biß die Zähne in das Fleisch der eigenen Hand.

„Wieder einer weniger von Rußlands Allerbesten. Und er war das Werkzeug gewesen."

Die Mörderhände streichelten das entstellte Gesicht und drückten die Lider über die brechenden Augen. „Fürst Nikolajewitsch!"

Ein Schuß brach sich hundertfältig und erstarb in den Schauern der Einöde.

Blutrot schoß das Nordlicht über den Himmel. — — Ein Pelzjäger hatte Schuß und Hall vernommen und lenkte sein Renntier nach der Richtung. Zwei gutgenährte Wölfe fuhren kläffend von ihrer Beute zurück, als seine Peitsche sie traf.

Er nahm die beiden starren Körper auf und lehnte sie in die Ecke seines Schlittens. Wenn er ihnen auch nichts mehr zu helfen vermochte, ein Grab in der Erde war immer noch besser, als ein solches in den Magen der Wölfe.

Von Süden her kam ein Reiter gesprengt. Der Jäger legte die Hand über die Augen und verfolgte dessen Näherkommen. Was von Petrograd herkam, das war nichts Gutes. Der Samojede trieb sein Tier zur Eile an.

Aber schon nach einer halben Stunde war er eingeholt. Der Soldat sah erst auf ihn, dann auf die Toten, die er mit sich führte.

„Ich habe sie gefunden," beteuerte der Jäger und ließ sein Tier Halt machen.

Der Soldat sprang aus dem Sattel, warf sich über die eine der Leichen und küßte den starren Mund, um den ein rätselhaftes Lächeln schwebte. „Alexei — — —! Ich bin zu spät gekommen! — — —" Die Hände, über welche die Aermel des Soldatenrockes lang herabhingen, streichelten unentwegt das kalte Gesicht und die reglosen Finger des Toten. „Alexei! — — — Nikolajewitsch!" Xenias Mund neigte sich aufschluchzend über die Stirne des Fürsten.

Als der Samojede bemerkte, er müsse weiter, wehrte sie ihm nicht und ritt neben ihm her. Kein Laut kam mehr über ihre Lippen bis sie am Ziele waren.

* * *

Im Februar meldeten die deutschen Zeitungen die Rückkehr der Filmgesellschaft. Nichts von alledem, was sie durchgemacht hatte, war in den Spalten zu lesen. Keiner der Teilnehmer hatte etwas darüber erwähnt. Die Blätter berichteten nur, daß Frau Marion Tuney einen schweren Nervenzusammenbruch erlitten habe, der eine mehrmonatliche Pause ihrer Tätigkeit nötig mache.

Nur Dr. Udo und Hella, Christine und die beiden Ratzels waren in die Sache eingeweiht.

Hella war eine Tochter, wie sie Marion nicht zärtlicher und besorgter wünschen konnte. Als Udo der Schwester sagte, er würde sich im Frühjahr mit ihr verloben, nickte sie nur.

Es war ja alles so gleichgültig. Sie hatte nur ein Bedürfnis nach Vergessenkönnen und schlafen dürfen, immer schlafen, daß sie wenigstens für Stunden die quälenden Bilder los wurde, die sie umgaukelten.

Dimitris Zimmer sollte vermietet werden. Ratzel hatte die Diva gebeten, mit dabei zu sein, wenn seine Sachen veräußert würden. Sie war gekommen und hatte alles gesteigert, um mehr als das Zehnfache, als die Dinge Wert hatten.

Ratzel übergab ihr auch einen sorgfältig verpackten Gegenstand, welchen ihm Dimitri zur Aufbewahrung gebracht hatte. Als sie in ihrem Heim die Hülle davon löste, brach sie mit einem Aufschrei zusammen. Es war ihr Bild, das ihr entgegensah. — Das Bild, welches Nana seinerzeit gemalt hatte.

Hella durchsuchte mit Ratzel und Dr. Udo gemeinsam die Juwelierläden der Stadt. Marion behielt Recht, als sie sagte, er hätte den großen Diamanten veräußert, den er immer an der Linken trug, um die Kaufsumme erlegen zu können.

Man fand ihn endlich bei einem der ersten Goldschmiede. Udo erstand ihn zurück und legte ihn schweigend in Marions Hände.

Seit diesem Tage umschloß er als einziges Schmuckstück den Ringfinger ihrer linken Hand.

Anfangs März, als in Deutschland die Weiden ihre schüchternen Kätzchen in die Lüfte streckten und der Himmel als blaues Wunder über der Erde lag, brachte die Post ein kleines Paket aus Rußland.

Ein Büschel verwelkter Narzissen sah Marion aus grünem Moose entgegen. Ein Zettel mit einer unbekannten Handschrift lag dabei:

Madame!

Von dem Grabeshügel, der zwei Männer umschließt, die Sie, gnädige Frau, und ihr russisches Vaterland über alles liebten, die ersten Blüten, die aus deren Herzen zum Leben sproßen. Xenia."

NB.: Grüßen Sie meine Schwester.

Marion drückte das Gesicht in die weißen Sterne und weinte lautlos.

Christine, welche eben die Tür öffnete, sah es und drückte sie vorsichtig wieder in die Klinke. Wenn Menschen erst

wieder Tränen fanden für ihr Leid, dann war das Genesen nicht mehr ferne.

Als Hella eine Viertelstunde später eintrat, fand sie die Mutter schlafend, die Narzissen gegen die Wangen gedrückt. Sie zog vorsichtig einen der großen Sterne heraus und legte ihn vor das Bild Dimitris, das auf dem Schreibtische stand. „Armer Flüchtling."

Und Nikolaus Dimitri lächelte — lächelte über den Irrtum der Lebenden, die sich so geborgen dünkten und von denen jeder einzelne doch weiter nichts war, als was er gewesen:

„Ein Flüchtling dieser Erde!"

Das Wunder des hl. Andreas.

Von Marie Buzzichini.

Was für ein Heiliger der hl. Andreas war und warum er sich gerade mit solchen Dingen zu befassen hatte, das war der guten Frau Ersilia vollkommen unbekannt. Was sie aber ganz genau wußte und worauf sie tausend feierliche Eide schwur, war eben, daß dieser Heilige den Mädchen zu einem Mann verhalf.

„Tu' es, Katherina, tu' es!" sprach die dicke lebhafte Frau und setzte dabei eine ganz feierliche Miene auf. „Drei Dinge gibt es, die man nie auf die lange Bank schieben soll: seine Leiden heilen, sich die Schulden bezahlen lassen und einen Mann suchen. Und was das Letztgenannte betrifft, so merk' es dir wohl, daß in diesen Sachen einzig und allein der hl. Andreas maßgebend ist. Hör' zu, wie man das macht; die Mutter braucht es ja nicht zu wissen. Aber selbst wenn, — was ist denn auch dabei? Also paß auf! Du kaufst dir zuerst eine Porzellanvase, denn die ist unbedingt notwendig, verstehst du? Dann kaufst du violette Tinte, — wohlgemerkt, violette, nicht schwarze. Zum Schluß beschaffst du dir drei weiße Nelken. Die Tinte schüttest du in die Vase, gibst die Nelken hinein und stellst sie dann aufs Fenster in deinem Zimmer. Nach und nach werden die Nelken die Farbe der Tinte annehmen, und wenn sie ganz violett sind, dann ist es an der Zeit, mit dem Stoßseufzer zu beginnen: „Heiliger Andrä, heiliger Andrä, ich bitte dich innigst, daß dein Wunder gescheh'." Siebenmal hintereinander mußt du wiederholen, und zwar morgens, mittags und abends durch dreizehn Tage. Nicht vergessen, meine Liebe, was ich da gesagt habe, denn alles muß genau eingehalten werden. In diesen dreizehn Tagen wird sich dann der Bräutigam einstellen, vorausgesetzt natürlich, daß es eine Gelegenheit gibt. Kommt er aber nicht, so ist das ein Zeichen, daß der Heilige nicht gehört hat. Da bleibt eben nichts übrig, als wieder von vorn zu beginnen . . ."

Katherina blickte sie mißtrauisch an.

„Und Sie glauben wirklich daran, Frau Ersilia?"

„Aber natürlich, meine Liebe, natürlich! . . . Denkst du vielleicht, daß alle Mädchen, die einen Mann finden, dies nur ihrer Schönheit zu verdanken haben? Wenn dem so wäre, da müßtest du längst schon unter der Haube sein, und wir könnten den hl. Andreas in seiner himmlischen Ruhe lassen!"

Bei diesem etwas übertriebenen Kompliment errötete Katherina bis in die Haarwurzeln und hatte sich plötzlich etwas aus den Augen zu wischen, womit das Gespräch über das interessante Thema sein Ende fand.

*

Uebrigens, welcher Meinung auch die gute Frau Ersilia war, so konnte man keinesfalls sagen, Katherina sei ein häßliches Ding. Sie war der Typus jener ruhigen Provinzmädchen, die man in der Großstadt völlig übersieht und die erst Anwert finden, wenn man sie von der Nähe betrachtet. Erst bei genauerem Hinsehen bemerkt man, daß sie einen weißen, samtenen Teint haben, daß ihre Haare weich und locker und ihre Augen lieblich sind; schaut man dann nochmals, da wird man gewahr, daß sie auch eine ganz gute Figur haben, und spricht man endlich mit ihnen, so erscheint ihre etwas befangene Liebenswürdigkeit um so aufrichtiger und herzlicher.

Katherina gaubte also ein Recht zu haben, einen Mann zu bekommen, und sie hatte sich auch ehrlich durch sechs Jahre bemüht, dieses Ziel zu erreichen. Nun war sie schon dreiundzwanzig, der Bräutigam blieb aber noch immer aus, kein Wunder also, daß sie langsam zu verzweifeln begann. War es ihr denn wirklich bestimmt, zwischen den Apothekertiegeln ihres Vaters und den Häkelarbeiten ihrer Mutter eine alte Jungfer zu werden? Ihr Herz krampfte sich bei diesem Gedanken zusammen, und sie vergoß gar manchmal eine stille Träne.

In dieser Seelenverfassung hatte sie sich eines Tages der Frau Ersilia, der Schwägerin des Gemeindevorstehers, anvertraut. Die gesprächige alte Frau war eine Freundin der Apothekerfamilie und kam sehr oft daher, um nach den Rezepten des Pharmazeuten Liköre und andere Säfte zu brauen. Als nun Katherina von ihrem Kummer und von ihrer Hoffnungslosigkeit zu sprechen begann, da blieb der guten Alten der Zuckerlöffel in der Luft stecken.

„Was sagst du, was? . . . Du hast keine Hoffnung? . . . Aber geh'! Gibt es denn keinen hl. Andreas, der den heiratslustigen Mädchen beisteht?"

„Frau Ersilia, Sie gießen den Zucker auf Papas Zigarren."

„Entschuldige, meine Liebe . . . Aber sag' mir, wie konntest du auch so lange den hl. Andreas vergessen? Hör' mich doch: „Heiliger Andrä, heiliger Andrä, ich bitte dich innigst, daß dein Wunder gescheh' . . ."

*

Und in der Tat: die Nelken färbten sich ganz langsam violett. Sie standen im Fenster, das auf die schmale Gasse hinuntersah, wo gleich gegenüber die verliebten Stuten vor der Wagenschmiede wieherten, wo die jungen Burschen in der Werkstatt sangen und die Tauben auf den Dächern sich zärtliche Dinge in die Ohren girrten. Der junge Frühling prangte ringsum in berauschender Herrlichkeit und ergoß sich mit seinem Duft bis in die Stube des einsamen Mädchens.

Sicherlich ahnten weder die Gesellen des Wagners noch die Kellner im Kaffeehaus und auch die andern Leute nicht, die zufällig beim Hinaussehen die Vase erblickten, wieviel Hoffnung in dieses Gefäß hineingeträumt war. Denn anfangs — warum soll man's auch leugnen — knüpften sich an den Hokuspokus der Frau Ersilia wirkliche, wenn auch vielleicht etwas dunkle Erwartungen. Aber die dreizehn Tage vergingen und Katherina war nicht um einen einzigen Schritt weitergekommen, sondern, im Gegenteil, ihre Niedergeschlagenheit bedrückte sie jetzt noch mehr denn je. Ihr Herz war erfüllt von bitterer Enttäuschung, welch unerquicklicher Zustand sich in einer Gereiztheit gegen die Eltern und in ironischen Bemerkungen zu der armen Frau Ersilia Luft machte. Die Assistentin des hl. Andreas war indessen absolut nicht zu beirren, sondern predigte immer wieder, man dürfe den Glauben an das kommende Wunder nicht fallen lassen.

„Wissen Sie, was ich Ihnen zu sagen habe?" ließ Katherina eines Tages, als sie in ganz besonders pikierter Stimmung war, vernehmen.

„Sag' es nur frei heraus, meine Liebe!"

„Ich muß Ihnen jetzt aufrichtig sagen, was ich von einem so dummen Aberglauben nach und nach halte . . ."

Frau Ersilia, die gerade mit dem Ausdrücken von Zitronen beschäftigt war, blickte ihren Schützling groß an.

„Auch ich werde dir etwas sagen," schnitt sie Katherine das Wort ab. „Du kannst dir denken, was du willst, selbstredend auch dann, wenn es, wie im vorliegenden Fall, zu deinem Schaden ist. Aber klug handelst du da nicht. Warum denn, sag' mir, verlierst du schon die Geduld? In manchen Fällen geht es eben nicht so schnell, wie man es wünscht, und da heißt es, schön zu warten und Vertrauen haben. In Zeiten, wie die jetzigen, wo es doch wirklich ein Wunder ist, wenn ein Mädel einen Mann findet, sollen lumpige paar Tage eine Rolle spielen? . . So, jetzt steck' ich vor lauter Herumdrehen die Zitrone in die Blumenvase . . . Ich hab' dir's ja schon gesagt, daß wenn das Wunder in dreizehn Tagen nicht kommt, man wieder von vorne beginnen muß, und zwar so lange, bis man vom heiligen Andreas erhört wird . . ."

Und Katherina begann wirklich von neuem, bis . . ., eines schönen Tages . . .

Es war an einem Sonntag, dem Sonntag nach diesem Gespräch. Katherina war die ganze Lächerlichkeit ihrer Nelkengeschichte wieder zu Bewußtsein gekommen und zugleich der Unsinn, daß sie sich an einem so herrlichen Tage in ihr Zimmer gesperrt hatte, während draußen in der köstlichen Luft die Burschen und Mädchen fröhlich spazieren gingen.

Auch die Eltern waren mit dem kleinen Gefährt des Müllers zum Onkel in das benachbarte Dorf gefahren; Katherina hatte sich geweigert, mitzukommen, und jetzt tat ihr diese Absage leid. Sie bereute es nicht minder, daß sie sich der Frau Ersilia anvertraut hatte, denn solchen Blödsinn konnte doch nur eine so ungebildete, einfältige und kindische Person glauben, wie es eben die dumme Ersilia war. Bei der nächsten Gelegenheit werde sie ihr das schon sagen. Ja, ja, so werde sie sich vor die alte Urschel hinstellen . . .

Sie machte dabei eine zornige Handbewegung und traf die unschuldige Vase, die auch richtig auf die Gasse hinunterfiel. Unmittelbar darauf hörte man von unten einen Schmerzensschrei.

Katherina gab es einen Stich ins Herz; sie schaute hinaus, wich aber sofort wieder vor Schrecken zurück. Die Vase war einem Vorübergehenden auf den Kopf gefallen. Sie hatte ihn gar nicht erkannt, hatte es gar nicht bemerkt, daß es der junge Barbard war, der von einem Spaziergang in seine Villa zurückkehrte. Das einzige, was sie gesehen hatte, war ein von Tinte ganz violetter Kopf und im Gesicht des Verunglückten ein roter Streifen. Also Blut war geflossen! . . . Katherina erzitterte am ganzen Körper und wurde blaß wie ein Linnen.

Eine Weile stand sie so mit verhaltenem Atem hinter den Gardinen, unfähig auch nur eines Wortes. Als sie aber dann wieder einen Blick hinaustat und sah, daß der Apothekerlehrling auf die Straße gelaufen war und die Passanten den Verletzten unter allerhand Fragen und Mutmaßungen in den Laden führten, da faßte sie Mut und ging hinunter. Alle bemühten sich, Hilfe zu schaffen, und jeder riet etwas anderes. Bis endlich Katherina und der Lehrling, die ja von der Kurpfuscherei ein wenig verstanden, die Leute mit guten Worten hinauskomplimentierten, um ungestört den Verwundeten behandeln zu können. Nachdem die Wunde desinfiziert war, wachte sich Katherina daran, sie zu verbinden.

„So, du nimmst diesen Verbandsstreifen . . .," sagte sie geschäftig zum Lehrling, „und legst ihn daher . . . Gut ist. Bitte, halten Sie den Kopf etwas geneigt, sonst fällt die Gaze herunter. Mein Gott, wie konnte ich mich nur so vergessen und das Tintenfaß zum Fenster hinauswerfen . . . Es ist ja wahr, ich konnte diese violette Tinte nicht ausstehen . . . Jakob, so halt' doch die Watte! . . . Aber hier, wo ich's dir zeig', nicht dort . . ." So, jetzt dreh den Verband nach rechts . . . Paß aber gut auf, daß die Watte oben bleibt . . . Nicht auslassen hier rechts . . ."

Sie bemühte sich mit so reizvoller Grazie um den jungen Mann und verlangte mit so viel Ernst, daß Jakob von rechts nach links hüpfe, ohne die Watte dabei loszulassen, daß der Patient ganz unwillkürlich zu lächeln anfing, dann aber sich vor Lachen nur so schüttelte und die Geschicklichkeit seiner Pflegerin mit allerhand Bemerkungen zu glossieren begann. Sein Reden und sein Lachen machten Katherina ganz verwirrt, so daß sie mit ihren chirurgischen Künsten gar nicht vom Fleck kam.

Als die Eltern wieder zurückgekehrt waren, tat sie gerade die letzten Griffe an dem Verband. Der Apotheker kam noch zurecht, um den Wust von Watte und Verbandszeug unter dem Gelächter des jungen Herrn herunterzuwickeln, während sich die Mutter bemühte, die Tintenkleckse aus seinem Anzug zu entfernen. Die biederen Leute hatten nicht Worte genug, um sich zu entschuldigen und baten den unverhofften Gast, er möge zum Beweis, daß er ihnen nicht böse sei, mit ihnen das Nachtmahl einnehmen. Der Verwundete, den dieses Abenteuer in sichtlich gute Laune versetzt hatte, erklärte, daß er die Störung, deren Ursache er selber sei, nun vollkommen machen wolle, indem er das freundliche Angebot mit Dank annehme.

Während die Mutter hin- und herlief, leistete Katherina dem jungen Manne Gesellschaft. Vom Sehen kannten sich ja die beiden schon längst, denn die Familie Barbard, die vordem in der Stadt gewohnt hatte und damals nur in den Sommermonaten herauskam, weilte schon seit fünf oder sechs Jahren ständig auf ihrem Landgut. Der junge Barbard hatte sich nun freilich um das Apothekerfräulein nicht viel gekümmert, und wenn von ihr die Rede war, sie stets als eines kleines Provinzganserl bezeichnet; jetzt aber, wo er sie zum erstenmal in der Nähe betrachtete, kam sie ihm plötzlich irgendwie anders vor. Je mehr er sie betrachtete, desto auffallender schien sie sich zu verändern, und je mehr sie sich veränderte, desto liebevoller mußte er sie ansehen. Beim Abendessen tat er so, als gälte jedes seiner Worte nur ihr. Der Vater und die Mutter bemerkten das, und beide samt Tochter konnten nicht recht essen und reden. Der Gast aber, der immer aufgeräumter wurde, sprach für alle drei. Erst beim Kaffee wurde er etwas nachdenklich, griff sich an den Kopf und erinnerte sich, daß er verwundet sei.

Am nächsten Tage kam er wieder, um sich den Verband wechseln zu lassen, und auch am übernächsten war er pünktlich da.

Am dritten Tage, da die Wunde keine Behandlung mehr brauchte, kam er nochmals, um die Familie zu begrüßen.

Und vierten Tage nahm er sich einen Anlauf und bat den Apotheker, der gerade in einem Tiegel herumstierte, um die Hand seiner Tochter.

*

Als Frau Ersilia davon erfuhr, konnte sie sich vor Freude gar nicht fassen.

„Siehst du, meine Liebe, siehst du?" sagte sie triumphierend zu der glückstrahlenden Katherina. Jetzt glaubst du wohl endlich an das Wunder des hl. Andreas?"

Und sie sagte das mit einem so großen Ernst, als gehörte es zu den unerläßlichen Regeln dieses Kultes, den zukünftigen Bräutigam mit violetter Tinte zu begießen und ihm den Kopf mit einer Vase zu zerteppern.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Italienischen.

Aus unserem Raritätenkasten.

61.

Die Wärmemenge, die die Sonne der Erde jährlich zusendet, würde genügen, um einen die Erde rings einhüllenden Eispanzer von 31 Metern Dicke abzuschmelzen.

62.

Wer im alten Rom Anspruch auf Eleganz und Wohlhabenheit erhob, durfte sich die Nägel an Händen und Füßen nicht selbst schneiden, sondern mußte zu diesem Zweck besondere Sklaven halten.

63.

Das Gewicht der Erde wird auf 5960 Trillionen Tonnen, das des Mondes auf nahezu 73.5 Trillionen Tonnen geschätzt.



64.

Die Stärke der Dampfmaschine des früher deutschen Schiffes „Imperator" beträgt 62 000 Pferdestärken.

65.

Zum Zeichen der Trauer trugen im 16. Jahrhundert die Damen in Frankreich zu braunen Kleidern und Schleiern gemalte oder aus Gold gearbeitete Totenköpfe, Totengebeine, Tränen und Tränenseen auf ihren Arm- und Halsbändern.

66.

In London gibt es so viele herrenlose Katzen, daß jährlich mehr als 100 000 Stück vom Tierschutzverein schmerzlos getötet werden müssen.

67.

Der Erfinder des Kehlkopfspiegels war nicht etwa ein Arzt, sondern der berühmte Gesanglehrer Manuel Gareis (1805—1906). Diese Erfindung ermöglichte erst die Laryngoskopie.

68.

Als die erste Eisenbahn zwischen Leipzig und Dresden bei Oberau sogar schon durch einen Tunnel führte, warnten die Aerzte besonders ältere Personen vor der Benutzung dieser Strecke wegen Lebensgefahr, weil der plötzliche Luftwechsel im Tunnel Schlaganfälle hervorrufen könnte.

69.

Die deutsche Sprache hat ca. 30 000 Wörter, jedoch werden in der Umgangssprache nur etwa 4000 bis 5000 gebraucht. Von Goethe wird gesagt, daß er über etwa 10 000 Wörter verfügte.

70.

Moschus wird aus den Bauchdrüsen des Moschushirsches gewonnen.

71.

In Kanada gibt es jetzt 26 Universitäten.

72.

Nach Berechnungen, die man an verkohlten Fundobjekten aus Pompeji vorgenommen hat, muß die Temperatur, die zur Zeit der Zerstörung der Stadt durch den Vesuv geherrscht hat, 300 bis 400 Grad betragen haben.

73.

Talmigold nennt man eine golddähnliche Legierung von Kupfer und Zink, der auch etwas Zinn und Eisen beigemengt wird. Talmigold mit einem Goldgehalt von 1 Prozent echten Goldes heißt nach seinem Erfinder Tallois.

Fröhliche Ecke.

Das Notwendigste. Im Osten unserer Stadt, wo die Felder und Schutthaufen beginnen, ist auf Veranlassung des Magistrats eine Siedlung entstanden. Die Häuschen waren der Not der Zeit entsprechend schon bewohnt, ehe noch der letzte Hammerschlag getan wurde. Straßen gibt es noch nicht. Der Siedlungskomplex liegt inmitten von Schlamm, Lehm und Morast, trotzdem die Anwohner schon Eingabe über Eingabe gemacht haben, doch endlich mit dem Straßenbau beginnen zu wollen. Nach Monaten und nach der fünfundsechzigsten Eingabe beginnt der Magistrat Regsamkeit zu zeigen. Eines Tages waten mehrere Männer durch die verschlammte Landschaft, schauen in die Gegend, messen hier, messen da und stecken drei an Pfähle genagelte Täfelchen in den quietschenden Dreck. Auf der ersten Tafel steht: Franz-Wilhelm-Straße, auf der zweiten Karl-Richard-Straße, auf der dritten Tafel steht: Verbotener Weg! („Simplizissimus")

Noch gut abgelaufen. Tepperling verläßt etwas unfreiwillig, das kleine Lokal, in dem zur Unterhaltung der Gäste auch Musik gemacht wird. Er hat weichen müssen, denn er ist ein kleiner, schwacher Kerl.

Da kommt gerade Kümmelstiel des Wegs. „Nanu, was ist denn dir passiert? Warum hältste denn deinen Kopp?"

„Ach, ick hab' da eben den Mann mit der Violine 'n bißken jeuzt und den Kerl mit dem Saxophon. Und da hat mir doch der eene mit'n Fiedelbogen und der andere mit'n Saxophon uff'n Kopp jehauen."

„Mensch, da haste aber Jlick jehabt, det de nicht' ooch den Klavierspieler jeuzt hast!"

(„Fliegende und Meggendorfer Blätter")